

Sanft Kümmernis.

Von Privatdozent Dr. Hans Joachim Moser. (Nachdruck verboten.)

Sanft Kümmernis, die in diesen Zeiten des ausgepörrten Deutschland so manchem zum Hausgeist geworden ist, war die Deutschland des heutigen Mittelalters weit mehr als jene Santa Cecilia, die zu ihrer angeblieben Bedeutung für die Tonkunst bloß durch ein Mißverständnis ihrer Biographie gekommen ist. Ursprünglich wohl nur eine bitter ironische Personifikation des harten, von Reiche und Staat angeforderten Spielmannslebens, wie Pfligart von Saint Croixanus und die Gegenwart von Saint Burkartus spricht, hat die heilige Kümmernis allmählich unter Verquickung mit mehreren anderen legenden greifbarere Gestalt angenommen. Einmal vermischte man sie mit der heiligen Malraubis, die als Königstochter Gott hat, sie vor der Heirat mit einem unerwünschten Freier zu retten, worauf ihr ein mächtiger Volkswort, weshalb der ergrimmte Vater sie aus Areus schlagen ließ. Und nun verwebte sich mit diesem Märchen die schöne Marienlegende vom Geier von Gmünd, die Juliane Kerner so ansprechend in Verse gebracht hat: einem Spielmann, der ihr zur Unterbrechung ihrer Qualen vorsetzte, warf sie den goldenen Pantoffel zu, und als der Dämon wegen Diebstahls zum Tode geführt werden sollte, gönnte sie ihm vor allem Volk auch noch den zweiten, jedoch er gerechtfertigt davonzugehen durfte. Mehrere Schreibbilder der getragenen, bärigen Jungfrau haben sich in der Schweiz und in Süddeutschland in alten Kapellen erhalten. Am eigenartigsten aber ist, daß die Mägenen Musikantenstunt nicht wie die Gläubigen Pfeifer von Dufschach mit ihrem Rappolsteiner Gesangsbuch und die Wiener „Trummelweide“ mit ihrem Spielbogen einer der Maria geweihten Bruderkapelle unterstellt, sondern in einer Kapelle zu Neufahrn bei Freising die alte Sanft Kümmernis verehren. Sogar noch im achtzehnten, dem Aufklärungsjahrhundert, fanden sie alljährlich Unterhaltungsbeiträge und hie Malthezeren an das hiesige Pfarramt. Der Sinn dieser Spenden war ursprünglich, durch Gürteln die Erlaubnis zur Abendmischteilnahme zu erlangen, weil der Spielmannsberuf galt solange für unschicklich, bis der Kardinallegat Julianus Casarini auf dem Papst Konvent den Jünger und Rappolsteiner Pfeifern eine päpstliche Bulle verlieh, die ihnen unter gewissen Bedingungen zu kommunizieren gestattete. Möge Sanft Kümmernis nicht wieder zum Symbol deutschen Kulturlebens oder gar zur geamtdeutschen Nationalheiligen werden!

Der Holzkauf.

Von August Rinsin. (Nachdruck verboten.)

Da wachte einmal ein Handwerksbursche, die Hände in den Hosentaschen, im Februar die Landstraße entlang. Es lag etwas in der Luft wie Frühlingsschneidung, die Sonne brannte warm herüber und der Schnee, der von der Nacht her auf der Straße lag, laute. Der aufgetaute Schnee blieb aber an den Gehäusen des Handwerksburschen hängen, so daß dieser, des Tippeln arg erschrocken wurde und er nur schreit auf der Stelle kam. Trotzdem der Mann eigentlich gar nichts zu verdienen hatte, ärgerte ihn dies doch. Alle paar Schritte mußte er stehen bleiben und die Schneeboden von seinen Schuhen entfernen. Da aber längs der ganzen Chaussee schöne, hohe

Telegraphenstangen standen, vereinfachte sich der Handwerksbursche die Sache und er klopfte den Schnee an diesen Stangen von den Füßen ab, schlüchtige Blide nach den blühenden Drähten werfend, die gar lieblich summen. Wer doch so schnell reifen könnte, wie der elektrifische Funke! Plötzlich kam ein Bäuerlein des Weges gefahren. Das war in der Stadt gewesen, um Holz zu kaufen. Aber die Holzhandler hatten Preise verlangt, daß dem Bauern schier die Haare zu Berge kamen. Und er hatte das Kaufen sein lassen. Und so Jahr er, sein Geld in der Tasche, im Schutze eines anderen vertrag der Stadt immer, seiner Dorfgemeinde zu. „Du sollst enna Holz h'halten, d's Stabrammen, d's wampfen.“

Um eine Malbede biegend bemerkte der Bauer den Handwerksburschen, der eben an einer Telegraphenstange stand, nach den Drähten blinzelte und mit dem rechten Siefel kräftig an die Stange pochte, daß es laut durch den Wald hallte. Der Bauer ließ sein Pferd halten. „A recht a schon's Wert' heut!“ begann er zu dem Kunden. „Ja ja“, meinte der. „Es wird Frühjahr, Zeit is's eh.“ „Seid's leicht von der Post?“ fragte der Bauer neugierig. „Denn er war der Meinung, der Mann da müßte irgend einen Grund haben, um an den Telegraphenstangen zu klopfen.“ Der Handwerksbursche war aber nicht einer von den Däumchen und sagte, in neugieriger Ermutigung, was darauf folgen würde: „Natürlich bin ich von der Post. Ich moan, dös mußt du sehn, Bauer.“ „A jo“, meinte der Bauer. „Du tuast du Telegraphenstangen abstopfen, ob's nu guat fan, die Stangen da. Und wenn's leicht auswegelicht?“ fügte der Bauer hinzu, denn ihm kam der schlaue Gedanke, alle Telegraphenstangen zu kaufen, wo denn solche zu haben sein sollten.

Dem Handwerksburschen ging ein Licht auf. „Ja ja“, sagte er. „Es ist ein Jammer mit die Stangen, alle sind hin beinad, alle müßan austauscht wern. Vom Raff bis hierher ist fast net an ongsig gut von die Anbad. Mir laß i nachhauen.“ Und dabei klopfte er an die nächste Stange, daß es nur so frachte. „Du“, meinte der Bauer jetzt. „Kann i vielleicht die alten Telegraphenstangen kaufen.“ „Dös wird ischlich geh'n“, meinte der Kunde. „Dö kumman nach Berlin.“ „Was?“ schrie der Bauer. „Unsere Telegraphenstangen zu die Preish? Da wird fan nix raus.“ „Du“, frag er wieder an. „Da hast 10 Mark und ichau, daß i die Stangen kriag. Was soll denn a jo a Stangen?“ „Mir floß ja auch nix dran“, meinte der Handwerksbursch, „daß die Stangen nach Berlin kumman. Ich fömms icho machen, daß Ihr sie kriegt. Rollen? Na, zehn Markl wird das Stüd icho loßen.“

Der Bauer überlegte. 10 Mark war ja nicht teuer für so eine lange Stange bei den Holzpreisen. A her er war ja doch der Geshichtere von die Zeit, und er wollte schon was herunterkriegen. „Jehn Markl is eine Rauberei!“ rief er. „Acht Markl n'ch' gehn. Mehr nix.“ Und sie wurden einig um 8 Mark. Der Bauer kaufte sämtliche Telegraphenstangen vom Dorfe anfangen bis zum nächsten Dorfe, es moßter deren 50 sein — kamen doch nur die ganz schlechten in Frage. Der Handwerksbursche steckte sein Geld ein und gab dem Bauer die schriftliche Erlaubnis, die Stangen abzuholen. „Aber“, meinte er, „du darfst mir oben die Dräht mit mi hoam nehma. Da haust heut das Epfel ab von die Stangen, dös mach'n ma dann an die neuen Stangen wieder an.“ Und der eine der Männer ging nach rechts, der andere fuhr nach links.

Die Liebe des jungen Stillfried.

Von Hermann Wagner. (Nachdruck verboten.)

Das Hans war das, was man ein vornehmer Hans nennt. Es gab überhaupt nur vornehme Häuser in dieser Gegend. Und sie machten es genau so wie die feinen Leute, die ihre Besitztümer waren: sie wahrten Distanz zueinander. Ein jedes stand für sich allein. Ein jedes war mitten in einen Garten hinein gepflanzt, den ein herrlicherer zierener Zaun umgab. Jenseits dieses Zaunes lag die allgemeine Welt. Jenes aber, das der Zaun abschloß, war eine Welt für sich. Eine kleine Welt, von großen Leuten bevölkert. Von Leuten, die groß waren, weil sie Geld hatten. Herr Siegfried Aman gehörte zu diesen Leuten. Er besaß unter den vornehmen Häusern ein- d's vornehmsten, und er hätte es nicht beßeren, wenn er nicht zugleich Besitzer eines großen Vermögens gewesen wäre. Die großen Vermögen haben mit den kleinen Leuten das eine gemeinjam, daß sie sich fast vermehren. Das kommt ganz von selbst, wie bei den kleinen Leuten. Obwohl Herr Siegfried Aman aus Eigenem noch nichts dazu getan hatte, so war sein Vermögen von Jahr zu Jahr doch immer mehr angewachsen. Er war ein Mann von einer gewissen behäbigem Habs, der das Seine getan zu haben glaubte, wenn er am ersten jeden Monats die fälligen Kupons seiner Wertpapiere abschitt. Seiner Frau Cäcile war diese Behäbigkeit einer fasten Welt- und Lebensanschauung in früheren Jahren wohl nicht so ganz eigen gewesen. Junge Mädchen neigen ja mehr oder minder alle ein wenig zur Romantik. Aber das gibt sich mit der Zeit. Den Helben im Manne verehrt man nur so lange, als man nicht weiß, daß selbst der berühmteste hiesige Tenor nur dann singt, wenn er zuvor ein fettes Sonntags zugewickelt worden ist.

Über diesen Punkt hatte die verwitwete Frau Barant Clementine Schauer ihre Tochter rechtzeitig aufgeklärt. Daranfür hatte Cäcile einen Tag lang geweint, den zweiten Tag sich in ihrem Zimmer eingeschlossen, um zu überlegen, und hatte dann am dritten Tag erklärt, daß sie entschlossen sei. „Was hatte sich auf der normalen Bahn des Selbstverständlichen vollzogen. Ein nicht unangenehmliches Vermögen hatte sich mit einem zweiten vermählt, das sich erst recht sehen lassen konnte. Und eine große Verwandtschaft von Großvätern, Großmüttern, Onkeln, Tanten, Vettern und Neien hatte billigen mit dem Kopie genügt und einmütig konstatiert: „Das wird eine glückliche Ehe!“ Das war es auch geworden. Nur hatte Frau Cäcile Aman gute zehn Jahre dazu gebraucht, das auch einzugehen. Es gibt eben Frauen, die erst recht spät dahinter kommen, daß das wahre Glück der Ehe in der Resignation liegt.

Kann, schließlich hatte auch bei ihr die Vernunft geiegt. Jene Vernunft, die sich sagt, daß zwei mal zwei eben vier ist, und die sich nicht darüber hinweg täuschen läßt, daß es sich in einem komfortablen Vorderhaus, in dem man Herr ist, bedeutend angenehmer wohnt als in dem hinteren Haus, in dem man für zweihundertvierzig Mark im Jahre zur Miete sitzt. Noch immer freilich revoltierte zuweilen in ihr ein kleiner Rest von Romantik, der nicht auszurufen war, gegen die haarsträubenden Beweise jener gesunden Logik, und nur diesen bedauerlichen Rückfällen in eine unilare weltliche Sehnsucht, die nicht begründet worden war, war es zuzuschreiben, daß Frau Cäcile Aman dann und wann ein paar schnelle, verhöhlene Schritte in das hinteren Haus ihrer vornehmen, mit allem Komfort der Kunstzeit, mit Kalt- und Warmwasserleitung und mit Selbstbeweiung angeschatteten Villa tat.

Herrn Siegfried Aman entging das nicht, und er mißbilligte es sehr. „Koblesse oblige“, dachte er in seinem höchst mancherlei Französisch, und er legte sich diesen

Raum hatte der Bauer ausgepörrt, nahm er Bell und Säge und hinaus ging's an die Chaussee. Es dauerte nicht lange, da lag die erste Stange. Die Spitze wurde abgerückt und beiseite gelegt. Ordnung mußte sein. Dann kam die zweite daran und die dritte usw. Keine leichte Arbeit in dem schönen Februarmonat. Und als der Genarm des Weges geritten kam und ihn verwundert fragte, ob er denn verrückt geworden sei, wurde er laugrot. Aber die Großheit verging ihm, als die Postbeamten mit Rädern von der Stadt und aus ihm Dorfe gefahren kamen, um nach der Ursache der Störungen zu fahnden. Da ging es dem Bauern schliefst. Das war ein teurer Holzkauf geworden. Aber der Handwerksbursche war mit der Holz auf- und abwasgefahren.

Die Sammler.

Von Georg Streibler. (Nachdruck verboten.)

Früher einmal, als das Geld rarer war, hatte man e. vieniungsweise gesammelt, um für spätere Tage einen Notgroßen zu haben. Man sparte eben. Und das war nicht nur löblich, sondern auch zweckmäßig. Heute kommt beim Sparen nicht viel raus, ganz abgesehen davon, daß auch nichts herein kommt. Aber wenn man schon Geld sammelt, dann muß dies in großzügiger Weise geschehen. Dazu aber bringen die Bestenfalls die nötigen Mittel auf. Da nun einmal in den meisten Menschen der Hang zum Sammeln liegt, so werfen sie sich auf andere Dinge. Meine Frau z. B. sammelt Hofentwürfe und Etrennadeln, genau nach Fabrikat und Patenten geordnet. Eine überaus nützliche Beschäftigung, die oft praktische Verwendung findet. Ein Freund von mir ist ständig auf der Jagd nach Autogrammen, ein anderer sammelt Briefmarken und alte Münzen, ein dritter Holzgeschnitten, ein vierter humoristische Bucheinbände, ein fünfter altpolitische Reden und sonstige Gesänge, ein sechster Bergellanteller, Regenwürmer, Goldfische und weiß ich was sonst noch.

Offen gefanden — ich begreife dieses Zusammenhäufen von Dingen irgend einer Sorte nicht ganz. Und ich sagte dies auch, als bei einmal zufällig alle beisammen saßen. „Welchen Zweck verfolgt ihr denn eigentlich mit diesem framp-haften Zusammenhäufem von Papierstücken, die nur des halb einen sogenannten Schätzwert haben, weil es doch oben obenjio verrückte Menschen gibt, die das Gleiche zur Schließung diebst es sich gleich, ob man Briefmarken, Rot gelbige oder Regenwürmer sammelt. Es ist doch eine unproduktive, sozusagen aus Bangeweise entstandene Tätigkeit der absolut feierliche Bedeutung beigemessen werden kann.“

Dagegen erhob sich ein allgemeiner Protest. Und e wurden alle die lächerlich, aber nicht unbedingt einflussreichen Gründe angeführt, die nun einmal passionierte Sammler an der Hand haben. Sie sind in jedem Katalog, der für das Sammeln irgendwelcher Nebenbeschäftigten Propaganda macht und Achtenlinien gibt, in dem üblichen Vorwort nachzulesen. Ich kann mir daher wohl das Zitieren erparen. Nicht verbergen konnte ich meinen härtesten Einwand: „Am genommen — es macht Euch diese Spielerei Freude. Wo habt Ihr aber zu guterletzt davon? Ins Grab könnt Ihr die Euch so teuer und schönen Dinge doch nicht mitnehmen. Sie bleiben zurück, werden vielleicht wieder von laubender Erben verkauft, in alle Winde zerstreut, und die ganze Arbeit war umsonst.“ Hohlnachen als Antwort. „Acht tes Gerede“, brummte der Sammler, „als ob man nicht alles zerstreuen müßte, wenn man von der Welt Abschied

Sah dahin aus, daß Reichtum vor allem dazu verpflichtet, Unterirdische zu machen. „Ich bitte dich“, tadelte er seine Frau, „was willst du denn bei Ankeles? Ankeles sind doch um Gottes willen kein Umgang für dich!“ „Ach, laß nur“, antwortete Frau Cäcile Aman. „Mir ist nur manchmal so, als ob —“ Sie sprach den Satz nicht zu Ende, weil ihr Herr Siegfried Aman ja doch nicht verstanden hätte. Sie ergänzte ihn vielmehr in aller Heimlichkeit nur in ihren Gedanken. „Wahrhaftig“, dachte sie, „manchmal kommt es mir vor, als ob es die junge Ankelel bedeutend besser ertragen habe als ich...“

Daß ein solcher Gedanke der helle Wahnsinn war, lag auf der Hand. Wer war denn die junge Frau Ankelel? Die Frau jenes Mannes, der bei Herrn Siegfried Aman den Hausbesitzer spielen durfte. Für jährlich zwölftausend Mark Lohn, nebst freier Wohnung, freier Heizung und freiem Licht. Mächte man mit einem solchen Einkommen große Sprünge? Doch. Man machte sie, weil man sie machen mußte. Den ganzen Tag war Emil Ankelel an den Beinen, bald war er vorn in der herrschaftlichen Villa, bald im Garten, bald im Keller, bald auf dem Hingeboden beschäftigt. Den ganzen Tag kam er nicht zur Ruhe, immer hatte er zu tun. Wenn ihm Herr Siegfried Aman, eine Impotenz zwischen den wichtigsten Lippen, bei der Arbeit ja-hah, dann merkte er erst so recht, ein um wieviel besseres Los er selbst gezogen hatte. „Merkwürdig“, dachte er nun, „woher es kommt, daß dieser Mensch so gesund und frisch ausseht!“ Herr Siegfried Aman selbst nämlich war zerfaltern. Er war zerfaltern, weil seine Frau im hohen Grade an der Reichsucht litt. Die junge Rosa Ankelel dagegen war so vollständig, wie es eine Frau von sechsundzwanzig

samt. Sagten Sie mir doch etwas, das man sammeln könnte, rats für sich allein, und dann vergnügt, wie Sie meinten, ein Grab nehmen dürfte, ohne dadurch Anstoß zu erregen oder gar veracht zu werden? Nennen Sie mir ein solches Ding und ich werfe meinen ganzen Markensack zum Fenster hinaus!

„Nicht so blöde, Herr Sanitätsrat“, versetzte ich, „Sie könnten es bereuen! Ich sammle wirklich so etwas Unheilsames und finde meine Verdrüssung darin. Und weih, bis ich die ganze Schwärmer-Sammlung ruhig mit ins Grab nehmen kann, ich nehme muß.“

„Und dies wäre?“, „Ergrübelungen, lieber Herr Sanitätsrat, bloß Ergrübelungen!“

Mein roter Liebling.

Matrone von Alexander Moszkowski.

(Nachdruck verboten.)

Ich hatte in diesem Jahre des Heils — ich meine selbst — einen Plan erdacht, der wunderbar — und wirklich begeisterungswürdig war. — Es handelte sich begeistertweise — um eine Kette, — und zwar nicht etwa um eine gewöhnliche — eine ufermächtige oder so ähnliche — auch nicht der Gatz, nicht „Gorge“, und „Glend“, — verloteten mich, ihre Reize empfindend. — Es waren vielmehr die Alpengebiete, — um die ich mich plantentwerfend bemühte; — ich dachte zuerst an die schweizerischen, — um mich dort sommerlich aufzufrischen. — Dann wieder dachte ich an die Steirischen — und schließlich entschied ich mich für die bayerischen; — Barock war Garrinich, ein wonniger Laut, — aus früheren Zeiten mir innig vertraut. — Ja, dahin wollte ich reisen, — schon schwebte ich auf den Gleisen, — schon hörte ich die Räder rollen, — von Sehnsucht und Ahnung gesüßelt.

In München hatte ich Aufenthalt, — und dort in das Hofbräu fand ich mich bald, — vertiefte mich stark in etliche Reden — des lustigen Trunks, und was für welsche! — Ich schürfte und trank, ich verarbeitete mich fast, — betraute dich' ich den Anschlag vorpar, — zumal ich kurz vor der Abfahrt gerade — noch einen Blickreden betraute; — mich fragte: eine — Sie müssen, mein Herr? — Ich würdige, noch einmal ein Baedeker, — um Bayerisches Durchland, das ging sehr rasch; — schon hatte ich ihn in der Reiseliste, — dann fuhr ich weiter nach Süden, — stieg aus und war sehr aufstehen.

Ein solches Baedeker-Exemplar — erzählt keine Märchen, sein Inhalt ist klar, — und wenn man durch das Gelände streicht — und dies mit dem Inhalt des Buches vergleicht, — in dessen Seiten man Einsicht nimmt, — bemerkt man immer: Es stimmt! — In Bergen und Tälern, in Wald und Au — erfüllt sich das gleiche: Es stimmt genau — mit Recht gilt dies Notbuch seit langer Zeit — als Musterbild der Genauigkeit.

Dies wiederum konstatierte ich, — indem ich das Land mit dem Buche verglich. — Ich hatte den allerbesten Kontakt, — und spürte mit Freude; wie ist das exakt! — Zum Beispiel: im Baedeker fand geschrieben: — Von Garrinich bis zum Baedeker drüber — geht man zu Fuß, „in anderthalb Stunden“, — das hab' ich erprobt und richtig befunden; — es stimmte wahrhaftig bis auf die Sekunden; — der See, Wasserbecken — und dieses stimmte wieder genau, — der See war hellgrün, nicht ultramarin, — nein, wirklich wie Baedeker sagt: hellgrün. — Und weitere 1000 „18 Meter tief“ — und so verhielt es sich effektiv; — ich habe die Sache nachgemessen — mit allen erdenklichen Meßsüßen, — mit einem Sentbil an einem Faden, — das ich auf meinem Rahne verladen, — ich prüfte die Tiefe, das schien mir wichtig, — und muß bekennen: die Sache war richtig, — die 18 Meter, woran nicht zu rütteln, die stehen durchs Experiment sich ermitteln.

Dem Eifer hin, aber in Buche geschrieben, — dem meine Letztüre treu gelieben: Er hat (natürlich im Sommer nur) — eine sichbzugsartige Temperatur; nicht Jährenheit und nicht Neaumur, — nein Celsius-Grade gelten hier. — Auch dieses habe ich, wie sich's gebührt — durchs Thermometer sofort kontrolliert; — ich konstatierte mit großem Genuße — die Richtigkeit dieser Celsiusse — und ferner habe ich festgestellt, daß er der Inselchen sieben

Jahren nur sein kann. Sie kroch vor Gesundheit und Staat.

„Wie ist das möglich?“, fragte Frau Cäcilie Aman. „Sie leben doch recht lag!“

„Der kommt wons Jureiten, Frau Aman“, antwortete die Ankebel. „Sie sehen ja, wie ich mir vom Worten bis in die Nacht rein schinden muß.“

Sie war eine geduckte Wäuterin und verdiente eigentlich mehr als ihr Mann. Das hatte, als sich Emil Ankebel nach einer Frau umschau, den Anschlag gegeben. Der Mann, so einfach ins Maas hinein zu heiraten, war er durchaus nicht, bewachte. Er verlangte Garantie. Und die Hofa besaß, die bis dahin in einer Plättchenhaft beschäftigt gewesen war, war in der Lage, Garantien zu geben.

„Ja made mir selbständig“, erklärte sie. „Der bringt mir die Woche jut dreißig Mark.“ „Et is nur“, erzwog Ankebel zweifelnd, „weu, später mal wat Meenes kommt!“

„Der darf nicht sind“, distickte Hofa entschlossen. „Wat Meenes können wa uns nich leisten.“

Bei Herrn Siegfried Aman lag der Fall durchaus anders. Bas hatte er sich wohl schriftlich gemüßigt als das, wovon Ankebels nichts wissen wollten? Nein, wenn es am hohen Bündeln gelegen hätte, dann —

„Schiden Sie Ihre Frau ins Bad“, verordnete der Hausarzt, „Franzensbad wirkt Wunder.“

So reite dem Frau Cäcilie Aman alljährlich ins Bad und hoffe im Püllen, während Ankebels in Berlin stehen und nicht lassen laut ihrer Verzorgung Ausdruck geben.

Der liebe Gott aber glaube, objektiv sein zu müssen und dem einen nicht das vorenthalten zu dürfen, was er dem anderen schenkte.

Eines Morgens antwortete Frau Cäcilie Aman auf den eigis vorwurfsbehafteten Blick ihres Mannes mit einem schuldig-glücklichen Erötzen. Am Abend desselben Tages, nach getaner Arbeit, seufzte die junge Ankebel sehr tief auf. Emil Ankebel fluchte. Herr Siegfried Aman aber vergaß, daß er zuckerkrank war, fuhr zu

enthält. — Gleich las ich, was in dem Notbuch geschrieben, — auch Baedeker zählt ganz richtig: Sieben. Unnötig, besonders zu betonen — daß auch für die höheren Regionen, — am Barenstein und an Wettersteinen, — die aufwärts ragend so mächtig erscheinen, — an Felsenbauten und Fadenzispeln, — an riesig getürmten Berggipfeln — der Baedeker, der das alles beschreibt, — ich möchte sagen: unbeschreiblich bleibt; — man merkt es bei jeder Kleinerparie, — bei Anfänge und Abstieg: er irrt sich nie.

Nur wenig hab' ich noch nachzutragen. — Ich wohnte mit allergrößtem Behagen — bei einem Guttmir in jenem Tal, — dem Baedeker mir besonders empfahl; — denn da ich im Buche ein Sternchen fand, — so wufte ich gleich: das Hotel ist bekannt. — Ich ließ mich durchaus von dem Budget leiten, — und fragte nicht erst nach den Einzelheiten, — bezog gleich ein Zimmer, ich wohnte und schief, — versenkte mich auch in die Maßheiten tief. — Die Küche war trefflich, ich ließ es mich schmecken. —

Und dann tam die Rechnung. Das gab einen Schreden.

Ich sahte mich aber und sagte: Herr Wirt, — Sie haben ich da einschleusen geirrt; — der Baedeker hier notiert schwarz auf weiß, — daß eine Reichsmark der Zimmerpreis, — und Sie notieren das Dreifachfache? — Mein, diese Rechnung ist null und nichtig, — nur was im Baedeker steht, ist richtig.

Der Wirt betrachtete das Buch, das rote, — er nahm mit dem Baedeker aus der Kiste, — worauf er mir dann das Titelblatt — dich' vor die Nase gehalten hat. — Da hatt' ich mir bald die Haare geraut, — denn bei genauem Betraden ergibt sich — ich hatte ein Reisebuch gekauft — von Achtsigebundtunderneudruckeigen.

So stimmte alles auf dieser Reise, — die Seen unten, die Berge oben, — sie richteten sich verständigerweise — nach meinem Notbuch, und bloß die Preise — die hatten sich etwas nach oben verschoben.

Was man ist und was man nicht ist.

Von

Scheintrat v. Gülte-Nagen.

(Nachdruck verboten.)

Es ist noch lange nicht:

1. ein Apostel, der hingeht in alle Welt;
2. ein Dichter, der einmal einen Vers gemacht hat;
3. ein Kunstmaler, der mit Pinseel und Farbe umgehen kann;
4. ein Volkredner, der einmal eine allgige, mit Beifall aufgenommene Rede gehalten hat;
5. ein Frommer, der den Namen Gottes formelnd im Munde führt;
6. ein Schriftsteller, der einmal für eine Zeitung einen feuilletonistisch geschrieben hat;
7. ein tüchtiger Arzt, der bei jedem Krankenbesuche ein Rezept aufschreibt;
8. ein guter Schätze, der einmal Zentrum getroffen hat;
9. ein wahrer Jäger, der einmal einen Wolf geschossen hat;
10. ein gelehrter Richter, der einmal als Schöffe oder Geschworener mitgewirkt hat;
11. ein Helfer, der einmal das Nütliche getroffen hat;
12. eine barbare Hausfrau, die etwas vom reichlichen Wirtschaftsgeld erbittet.

Es ist aber auch noch lange nicht:

1. ein Krantenbold, der sich einmal einen Raufsch angetrunken hat;
2. ein Zanzenzer, der manchmal die Zeit verflucht;
3. ein Sachverständiger, der einmal einem Verdächtige eine milde Gabe verweigert;
4. ein verlorenes Schaf, das einmal vom rechten Wege abgewandert ist;
5. ein schlechter Mensch, über den viel Nachteiliges geredet wird;
6. ein Don Juan, der manchmal schönen Frauen den Hof macht;
7. ein Dummkopf, der einmal dummes und konfus Zeug geredet hat;
8. ein Grobian oder Anebel, der einmal an richtigen Orte und zu rechter Zeit fadragab geworden ist;
9. ein Müßiggänger, der nicht den ganzen Tag arbeitet, sondern aus spazieren und seinen Vergnügten nachgeht;

Vordarbi, ließ Selt fast stellen und gab dem Keller ein komplizierteres Couper in Auftrag.

„Nu wenn ma uns sehr eingeschränkt müssen“, seufzte die Ankebel.

„Jetzt weih ich doch endlich, wer mich einmal beerzt“, jubelte Herr Siegfried Aman. „Es wird sicher ein Junge! Watten?“

Frau Cäcilie Aman wettete nicht, verglichen war die viel zu profaisch. Alle gewöhnlich unterdrückte Romantil der letzten zehn Jahre spritzte aufs neue in ihr auf, trieb Blätter und Blüten und wurde zu einem mächtigen Baum, in dessen Schatten es sich gut ruhete. Sie hängte Jäckchen, stücte gierlich geschwungene Monogramme selbst in die Bindeln und schmückte die Vorhänge einer wahrhaft fürstlichen Kinderbettstelle mit Wäuschen aus blaß-blauer Seide.

„Emil“, sagte die Ankebel zu ihrem Mann, „ipute dir, et is Zeit, datte eine Wiege bau!“

Ankebel zimmerte aus Zichtenholz eine derbe Wiege, die er mit grüner Farbe anstrich, während Herr Siegfried Aman in einem erschaffenlichen Spezialgeschäft von den vorhandenen Babysartungen die wählte, die am feinsten und neuesten war.

So war man beim schließlich beiderseits gefertigt und erwartete mit entsprechend Fassung den großen Tag.

„Ah, Emil“, kehrte die Ankebel, „dat uns aber auch jarntlich erpant bleibt!“

„Das man“, beachtete die Ankebel, „und heul' nich! Zeigeben is jischen. Jetzt man bloß keine Dinge nich!“

Herr Siegfried Aman blähte sich vor seiner Frau wie ein Kruthahn. „Siehe, Gilt“, sagte er, „ich bin zwar schon achundvierzig, und du bist fünfanderechzig, — aber hier einen kräftigen Jungen garantiere ich dir alle Male!“

★

Der Tag war ein Sonntag. Frau Babet Bengeln, die Dehbanne, war zuerst in das Vorderhaus gerufen worden. Sie stand sich auch mitten in der angestrengtesten Tätigkeit, als man auch im Hinterhaus nach ihr verlangte.

10. ein Rechner, dem einmal eine Sache oder eine Arbeit miflungen ist;

11. ein schlechter Gemann, der manchmal abends ins Wirtshaus geht und seine Frau allein läßt;

12. ein Pantoffelherr, der seiner Frau zutische zu Haus nicht vaucht.

Literatur.

Soziale Fragen im Achtzehnten. Von Professor Dr. Ernst Bohmeyer. 136 Seiten. (Wissenschaft und Bildung, Band 172.) Verlag von Duelle u. Meyer in Leipzig 1921.

Wir lernen in dem Buch zunächst die wirtschaftlichen und sozialen Grundlagen der griechischen Sklaverei im Mittelalter kennen und verfolgen sodann ihre Entwicklung in den hellenistischen Reichen. Die Unterwerfung durch das Römertum bringt neue Verbindungen, die am eigentümlichen in jüdischen Lande in Erscheinung treten. Durchgängig zeigt sich ein Abwanden der Menschheit vom staatlichen Leben, eine Zerfegung der Familie, ein wachsender Gegensatz von reich und arm. Dies führt zur Zerschlagung des Individuums von dieseits und einer Schmeidung nach philosophischem oder religiösem Hinausgehören werden aus den Abßen der Zeit. Das ist der Boden, auf dem die Lehre Christi und Paulus Wirken fällt, auf dem die ersten Gemeinden entstehen in ihrer eigenartigen Ausprägung, die erste ihr Ende findet, als das Christentum als Sieger mit dem Siatte neue Verbindungen eingiht. Die Ergebnisse dieser Budes sind geradezu überraschend und regen zu tiefstem Nachdenken und Betraden an.

Die Religion des neuen Testaments. Von Gehemrat Professor Dr. Paul H. Sine. (Evangelische theologische Bibliothek.) 299 Seiten. Verlag von Duelle u. Meyer in Leipzig 1921.

Heute's Einleitung in das neue Testament gehört zu den besten Büchern seiner Art und hat sich durch die Stärke, Handlichkeit und Zuverlässigkeit das Herz aller seiner Leser erworbt. Zu diesem Werke ist hier ein würdiges Gegenstück geschaffen seine geht darin, wie so oft, neue Wege. Keine landläufige biblische Theologie des neuen Testaments will er geben, die die Auseinanderlegung mit den theologischen Fragen Hauptziel ist. Vielmehr geht er unmittelbar an den Kern des Problems: die Religion des neuen Testaments, die Religion Jesu und der Apostel. Diese beiden sind der Vorbezug der Darstellung. Bedeutendster Teil dieses Buches ist die Untersuchung der Theologie unserer Tage auch ohne das schwere Rüstzeug der Theologie die Person Jesu nachzuergehen.

Die Beschäftigung. Von Robert Coester, vormalig Landrat in Jorckshiff. Verlag Georg Stille, Berlin.

Gilbe Joth. Roman von Franz Schwaub. Verlag Heinrich Diekmann, Halle.

Durch bewegtes Geschehen auf schmalen, verlorene Inseln haben des Mittags tauchen sich zwei Menschen — überreichlich belebte Seele des Wüdhens und nordbeulige Art des Mannes — in eine von Sonne kahlend erhellen, von Schatten verdundelte, große Landschaft der Liebe. Die in den großen Fälle ihrer Macht vor sie hindurchende Liebe ist Überwältigung und Entsetzen und tiefes Tragik. Des Wüdhens Einseitigkeit geht zugrunde am Widerspruch ihres in Sinn und Seele, Jüdisches und Ewiges tödlich zerrissen Wesens. Dem Mann fehlt jedoch ein Bild der Zeit und Welt empor und ihm weilt Rettung aus der großen Unbilligkeit der freien Natur, aus Erlösung die Verbindung mit einer unbilligen, im Kampf erbarungslos reichenden Willens. Von dem Mann und Welt der Welt um ihn liegt der Welt einer Wärme empor, eine schwebende Offenbarung: Seele eines deutschen Menschen dieser Zeit. Das Geschehen dieses Buches löst in einer den Vorgängen an und leicht angeregter Sprache, die bald mit der Annut des Wienerischen die stark Eifer überreichlicher Art entfaltet, bald erfüllt ist von der schweren Sühigkeit und atmenden Ruhe einer der Welt erhöhten Liebe, in einer Sprache, die mit raucher Ironie über die Dinge des Mittags spricht, sich lebensfähig und qualitativ ringend emporkraftigt und zu der großen Gedärde eines in das Licht Schreitenden steigert.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 63, Fernruf 4520 u. 1630.

Glücklicherweise gehörte sie zu den Frauen, die jeglichen Situationen gewachsen sind. „Nur Jebud“, beschied sie den drängenden Boten, „id kann mir nicht teilen. Wer zuerst kommt, der maßt zuerst. Und die Ankebel hätte et sich man ruhig für morgen einrichtete können.“

Nun, schließlich war es in einem Aufschwunge. In der Wille freilih, bei den Amans, was es schon ein gehöriges Stück Arbeit. Sin Hinterhaus dagegen, bei der Ankebel, würde sich alles ganz von selbst machen. Die Frau Aman war ein Kunstprodkt, wo die Ankebel ganz robuster Natur war. Und die Natur hielt sich immer selbst. So mußte die Ankebel eben warten. Sie war ganz Mut und Geduld und hätte wirklich gen gewartet, schon aus Respekt vor der gnädigen Frau im Vorderhaus, die ja unbedingt das Recht des Vorrtritts hatte, — nur, es lag ihr wirklich nicht in ihrem Belieben.

Ihr Meines, das durchaus zur Welt wollte, hatte noch keine Meinung davon, daß es Ranguntergeschiede gibt und daß es von einem Diensthofen ungehörig ist, der Herrschaft nicht den Vorrtritt zu lassen.

So kam es, daß Emil Ankebel um gute drei Minuten früher Vater eines kräftigen und gesunden Mädchels war, als Herr Siegfried Aman ein winziges, rotes, kaum richtig trahendes Etwas in seinen Armen hielt, von dem Frau Babette Bengeln sagte, daß es kein Sohn sei.

Im Leben kommt es weniger darauf an, wie eine Sache wirklich ist, als darauf, wie sie einem erscheint. Herr Siegfried Aman, der die vorige Wille der freih gedachten Väter aufgekehrt hatte, sah in seinem Sprödhling jedensfalls etwas ganz Außerordentliches. Er trahelte und war ganz Stolz. Und eine ungeheure selbstbewußte Zuercht blähte alle seine eingeschlagenen Energien.

Aber er seiner Frau das winzige Bündel zurück in die Arme legte, küßte er der zu Liebe Ermatteten seit Jahren wieder zum ersten Male die Hand und sagte: „Gilt, ich hab dich mal richtig an! Was dem wird was! Er hat ganz meine erdenkliche Nase!“

(Fortsetzung folgt.)